



VIRGIL KANE

In unseren Herzen die Welt

DIE VAN PELT PROTOKOLLE

ROMAN

Für Dich.

Inhaltsverzeichnis

- 1. Phil*
- 2. Katy*
- 3. Pete*
- 4. Victor*
- 5. Phil (Nachtrag)*

1. Phil

Mein Name ist Philipp Deckert. Freunde nennen mich Phil. Beides ist für mich ok, ich bin für jeden Strohhalm dankbar. Mein altes Ich heißt rückblickend Techno, wegen der Musik. Techno war der Boss bis vor ungefähr einem Jahr. Er war bei mir, seit ich denken konnte. Dann wurde er durch mein neues Ich abgelöst. Das neue Ich heißt Beethoven, auch wegen der Musik. Aber lasst mich der Reihe nach erzählen, ich komme sonst schnell durcheinander, es ist viel passiert.

Alles nahm seinen Anfang zum Jahreswechsel 2016/17. Ich weiß noch, dass ich Silvester zuerst überhaupt nicht feiern wollte. Es kam mir alles so verlogen und sinnlos vor. Wir teilen unsere Lebenszeit in Jahreshäppchen ein und vernaschen eines nach dem anderen. Ich weiß noch, wie wir als Kinder davon sprachen und prahlten und davon träumten, was wir wohl tun würden, wenn wir mal groß wären. Später wurde *Großsein* dann zu Erwachsensein und wir fantasierten uns in künftige Welten. Jeder von uns sein eigener Zukunftsforscher und *Glaskugelmocker* und Luftschlosserbauer und ständig mit den Gedanken anderswo, als im gegenwärtigen Augenblick. Das alles erschien uns völlig normal und den meisten geht es wohl heute noch so. Wir verlassen den Moment und erzählen davon, was wir im nächsten Sommer machen möchten, in den nächsten Ferien, nächstes Weihnachten. Die ganz Mutigen wagen sich an Fünf-Jahres-Pläne. In fünf Jahren bin ich Abteilungsleiter, in fünf Jahren haben wir zwei Kinder, steht unser Haus, kaufe ich den Porsche, reise ich zum Mars, heirate ich Helene Fischer. Und das sind noch die einfachen Sachen. Denn wir alle balancieren auf der schmalen Klinge

zwischen Vorhaben und Traum, weit genug weg, um nicht ins Detail gehen zu müssen, vage genug, um keine konkreten Schritte zu planen. Ok, die Konzertkarten für Helene könnte man wohlwollend als ersten *Step* abhaken. Schon der nächste Schritt auf dem Weg zum Altar, zusammen mit der Schlagergöttin, läge allerdings bereits komplett im Dunkeln.

Noch schwieriger sind die naheliegenden Vorhaben. Was will ich heute mit meinem Leben machen? Wie kriege ich dieses Ich in mir für die nächsten fünf Minuten satt und zufrieden und welche Unterhose ziehe ich an? Klingt einfach, sagt ihr. Ja, stimmt, das dachte ich auch bis vor kurzem noch. Aber habt ihr mal ein wenig nachgebohrt wer dieser Troll eigentlich ist, den ihr da tief in euch drin füttert? Schon mal überlegt woher er kommt und ob er schon immer da war? Schon mal die Zusammenhänge zwischen Körper, Geist, Bewusstsein analysiert oder euch zumindest darüber gewundert, wie das alles so zusammenpasst? Nein, oder? Ihr könnt es ruhig zugeben, ging mir genauso. Früher waren mir solche Dinge völlig klar: Mein Körper war ein Werkzeug, der Geist das mehr oder weniger helle Licht in der Birne und das Ich saß irgendwo dicht hinter den Augen und war der Chef im Ring. Meine Güte, warum sollte man sich darüber auch Gedanken machen? Da gab es tausend andere Dinge, die viel wichtiger waren und meine bescheidenen Kapazitäten voll ausgelastet hatten. Je mehr ich jetzt über diese Dinge lerne, desto gespenstischer wird alles.

Techno verließ mein Leben und meinen Körper während dieser Silvester-Elektro-Beat-Party drüben im *Dungeon*. Die Leute haben mir später erzählt, ich wäre auf der Tanzfläche umgekippt wie ein nasser Sack. Der Arzt sagte, sie hätten die gebrochene Nase wieder zurechtgebastelt und er murmelte etwas von einem Aneurysma im rechten Frontallappen und dass sie die Blutung rechtzeitig gestoppt hätten. Rechtzeitig ist allerdings so eine Sache. Für Techno war es wohl zu spät. Beethoven dagegen ist begeistert.

Zuerst habe ich gar nicht bemerkt, dass er sich zu mir hereingeschlichen hatte wie der Erlkönig im Regen. Ich habe erst davon erfahren, als mich wildfremde Leute seltsam von der Seite ansprachen. Sie nannten sich *meine Freunde* und erzählten mir wirre Sachen, von denen ich noch nie gehört hatte. Eine blonde Frau meinte sogar, sie wäre *meine Freundin* und zeigte mir jede Menge gemeinsamer Urlaubsfotos auf ihrem Smartphone.

„Tut mir leid“, sagte ich, „ich kann mich nicht erinnern.“

Und dann diese Wohnung. Sie brachten mich aus dem Krankenhaus in eine teuer sanierte schicke Altbauwohnung und sagten ich würde hier wohnen. Das wüsste ich aber, dachte ich. Damals hatte ich ja noch keine Ahnung was passiert war. Zwei Kubikzentimeter Großhirn wären betroffen, sagte der Arzt und mittendrin Prinzessin Amygdala, völlig *geflashed* durch das fehlgeleitete Blut. Und wie es mir ginge, fragte er noch.

„Blendend“, antwortete ich und verlangte nach einem Fischbrötchen, worauf meine blonde Freundin meinte, ich hätte Fisch noch nie mögen und sie müsse es ja wohl wissen.

Zu Anfang wohnten wir noch zusammen, was für uns beide nicht einfach war. Sie telefonierte den ganzen Tag mit irgendwelchen Leuten und klagte darüber, wie schlimm alles wäre. Für mich am schlimmsten waren meine Hände. Sie können jetzt Klavier spielen, einfach so. Techno konnte das nicht, habe ich mir sagen lassen. Dabei sind es eigentlich seine Hände. Jedenfalls haben sie mal ihm gehört. Das verwirrt mich ab und zu immer noch ein wenig, dieses seines/ meines, wer ist wer und ab wann gehört alles mir und was schulde ich ihm. Ich hatte damals sogar daran gedacht, seine Freundin zu behalten, weil ich dachte, das würde ihm gefallen. Ein paar der Jungs, die mit Techno abgehangen hatten, meinten, ich solle mir das gut überlegen, denn Maggie wäre ein wunderbares Mädchen.

Aber dann dachte ich wieder, nein, das ist jetzt mein Körper und mein Leben und was geht mich Techno an, versteht ihr? Das war nicht einfach, auch für Maggie nicht. Und für die Leute, die seine Freunde waren. Ich nenne sie *Frühererefreunde*. Aber was soll ich machen? Oder Beethoven? Oder wer immer ich jetzt gerade bin? Für wer weiß wie lange.

Wir hatten uns fürs erste in getrennten Zimmern eingerichtet, Maggie und ich. Ich hatte das größere von beiden genommen, weil es einen Zugang zum Balkon hatte und weil nur dort das neue E-Piano reinpasste. Die Jungs von der Transportfirma hatten den Elektro-Steinway mit einem Kran über den Balkon reingehievt, das war eine Show für die ganze Nachbarschaft. Blöd war nur, dass der Balkon die Grillecke für unsere kleine Gemeinde war. Ich konnte Maggie und den *Früherenfreunden* also den Zugang nicht verwehren. Wir hatten daher einen Deal über die Zugangszeiten ausgehandelt. Überhaupt hatten wir nach und nach so viele Regeln vereinbart, dagegen ist der Atomwaffensperrvertrag eine lose Absprache unter alten Bekannten. Viele Dinge aus unserer gemeinsamen Vergangenheit, die ihr wichtig waren, gab ich an Maggie weiter. Ich hatte dafür keine Verwendung mehr.

Nach und nach kaufte ich mir jede Menge Bücher. Auch das war wohl etwas, was Techno nie getan hatte. Es gab keine Bücher unter seinen Sachen. Ich kaufte Romane, Lyrik, Biographien und viel wissenschaftliches Zeug. Darin standen dann Sätze wie „möglicherweise mit Ausnahme von Schwarzen Löchern und Dr.-Oetker-Paradiescreme ist das menschliche Gehirn das wohl geheimnisvollste Stück Materie im bekannten Universum.“

Auch Sätze wie „die Fantastilliarden von Nervenzellen, verdrahtet und vernetzt zu drei Pfund glibberiger Masse, die wir Erwachsenen tagtäglich mit uns herumtragen, helfen uns nicht nur dabei, einen Fuß einigermaßen zentriert vor

den anderen zu setzen oder sämtliche Schließmuskeln zu kontrollieren, sie erschaffen auch in jeder Sekunde das, was wir Ich nennen oder Bewusstsein oder Seele.“

Die Ärzte damals in der Uniklinik haben versucht, mir Mut zu machen. Zweimal die Woche musste ich dort hin und sie scannten und prüfen, ob da oben jetzt alles dicht war. Nicht auszudenken, wenn morgen wieder etwas platzte und Beethoven durch Mr. Hyde ersetzt werden würde. Diese Ungewissheit macht mir sehr zu schaffen. Stellt euch das mal vor: ihr lebt euer Leben, baut euch eine Geschichte auf, mit Familie und Freunden und Tamtam und plötzlich lebt ein anderer in eurer Haut und alles was bisher war, ist verschwunden, gelöscht, neu formatiert. Da fragt man sich doch, wer wir eigentlich in Wirklichkeit sind, oder? Wenn es nur von ein paar Millilitern fehlgeleiteter Flüssigkeit abhängen soll, ob ich Techno bin oder Beethoven oder Doc Manson, was sagt das denn aus über das *eigene* Ich? Wer ist denn in Wirklichkeit der Boss? Nervenzellen und Flüssigkeiten? - Na vielen Dank. Soll nochmal einer sagen, Fähigkeiten oder Vorlieben wären genetisch festgelegt. Technos Hände spielen jetzt Klavier und zwar konzertreif, wie mir ein Fachmann bestätigte. Ich lese Bücher und mag plötzlich Fisch. Mit dem tiefergelegten BMW in der Garage fange ich überhaupt nichts an und Brünette sind mir lieber als Blondinen. Und damit meine ich Jungs.

Dann traf ich Pete. Peter Winkler mit gutbürgerlichem Namen und Neurophysiologe als Profession auf dem *stylistischen* Messingschild neben der Haustür. Pete meinte, er könne anhand der Schädelform und mit Hilfe elektrischer Felder im Gehirn feststellen, wie smart jemand ist und was er drauf hat. Es war so eine Kleinanzeige im örtlichen Tagespropheten, Rubrik Vermischtes, zwischen Treppenliften und diskreten Besorgungen aller Art. *Erweitern Sie Ihr Bewusstsein* stand da, illustriert durch ein Konterfei von

Leonardo da Vinci oder Thomas Gottschalk, dazu eine lokale Telefonnummer. Beethoven war sofort begeistert. Als ich dort anrief, meldete sich eine freundliche Frauenstimme und schon hatte ich für den nächsten Tag einen Termin beim Spiritisten meines Vertrauens in meinem Kalender stehen. Und weil man Termine ernst nehmen soll, bin ich brav am nächsten Morgen losgezogen.

Glücklicherweise hatten sich offenbar gewisse Verhaltensweisen, die Techno in seiner Jugend eingebläut worden waren, in irgendeiner geheimen Windung des Kleinhirns verbarrikadiert und die große Säuberung überstanden. Ich kann sprechen, lesen, schreiben, U-Bahn fahren und sogar alleine aufs Klo gehen. In Restaurants oder öffentlichen Bedürfnisanstalten verwechsle ich allerdings immer die Symbole und gehe regelmäßig in die Damenabteilung. Das ist mir schon ein paar Mal unangenehm gewesen, aber ich kann mir das einfach nicht merken. Wobei ich noch nie verstanden habe, warum Schwule nicht zum Pinkeln zu den Mädels rüber gehen sollten. Jeder Hetero würde das doch zu schätzen wissen, oder? Und unsereins hätte weniger Probleme, sich aufs Geschäftliche zu konzentrieren, anstatt am voll besetzten Urinal dauernd nach links und rechts zu spannen und falsche Hoffnungen zu nähren. Genauso geht es mir mit *ja* und *nein* - die beiden vertausche ich auch ständig und auch oft mit blöden Konsequenzen. Was ich mit all dem sagen will ist, dass ich problemlos die angegebene Adresse gefunden hatte, und rechtzeitig vor Ort war.

Bereits optisch war der Typ echt schräg. Vielleicht Mitte vierzig, astreiner Irokesenschnitt aus dem vorigen Jahrtausend, Nasenring vom Feinsten, *LOVE-&-HATE*-Tattoos auf den Fingerrücken und dazu ein kontrastreicher weißer Arztkittel mit den zwei eingebauten Kugelschreibern in der Brusttasche. Professor Brinkmann auf Speed. Ich musste

eine Bademütze aufsetzen, an der zig Kabel befestigt waren. Zur Vermessung, wie er sagte. Die vielen Kabel stöpselte er in eine mit Löchern durchsiebte Schaltleiste. Dann summte es eine halbe Stunde lang in meinem Kopf und irgendwo im Nebenzimmer fing eine offenbar größere Maschine ratternd an zu arbeiten.

„Das war's auch schon“, sagte er und kam zu mir rüber, um mir die Mütze abzuziehen.

„Aha“, sagte ich und sah ihn an, „und nun?“

„Einen Augenblick noch“, sagte er, „Tee?“

„Ja, danke“, sagte ich und da wuselte er auch schon los, um Wasser aufzusetzen, obwohl ich Tee nicht ausstehen konnte.

Er würde jetzt eine Karte meines Schädels anfertigen und analysieren, welche Fähigkeiten noch so in mir schlummerten, außer Klavierspielen, sagte er. Er könne das anhand der Schädelform klar feststellen. Sicher, dachte ich, willkommen im Mittelalter. Aber dann zog er kurz darauf ein *tablet* aus der Schublade und zeigte mir eine interaktive Karte meiner Gehirnregionen. Links, rechts, vorne, hinten - überall waren Areale markiert und bestimmten Tätigkeiten zugeordnet. Und wenn man eine Region anklickte konnte man genau sehen, was passieren würde, wäre diese Stelle stärker oder schwächer ausgeprägt. Völlig daneben und ich habe ihm zuerst kein Wort davon abgenommen. Man kennt das ja. Jeder reitet auf irgendeiner Verrücktheit durchs Leben und versucht, ein Stück vom Kuchen abzukriegen. *Fifteen minutes fame.*

„Du hast keine Wurzeln“, sagte er schließlich, als wir mit allen Arealen durch waren und ich wunderte mich noch, wann ich mit ihm zusammen das letzte Bier getrunken hatte.

„Verstehst Du? *You've got no roots!*“, wiederholte er auf Englisch und begann leicht hysterisch zu kichern.

Ich sah ihn an, unfähig auch nur den geringsten Sinn in seinen Worten zu erkennen. Ein abgedrehter Spinner, der sich auf Kosten anderer einen runterholte. Wie ich diese Typen hasste!

Beethoven war ganz meiner Meinung. Jemand wie Beethoven, der auch dann noch diesen Drang zur akustischen Kreativität hatte, als er stocktaub war, konnte derartigen Scharlatanen nichts abgewinnen. Sie erschufen nichts, erdachten nichts, hinterließen nichts, waren nur darauf aus, sich zu profilieren.

„Was meinen Sie damit?“, fragte ich, um erstens die Bekanntschaftsverhältnisse aus meiner Sicht gerade zu rücken und um ihm noch eine Chance zu geben, nicht völlig bescheuert auszusehen.

„Wie heißen deine Eltern?“, fragte er.

Ich dachte kurz nach. Meine Eltern. Immerhin wusste ich, was das Wort bedeutete, und ich fragte mich, nach welchem Schlüssel die gute Prinzessin damals im *Dungeon* darüber entschieden hatte, welche Informationen sie großzügig in den neuronalen Mülleimer kippen würde und welche nicht. Gut, es blieb ihr damals nicht viel Zeit, der Notarzt war nach zehn Minuten vor Ort und man kennt das ja, in der Eile rafft man irgendwelches Zeug zusammen und hofft, damit nicht völlig daneben zu liegen. Das Wort Eltern hatte also überlebt. Irgendwelche Namen oder Gesichter, die dazu passen konnten, wollten mir allerdings nicht einfallen, so sehr ich auch danach suchte. Ich hatte aber keine Lust, dem Quacksalber in die Falle zu laufen. So leicht sollte er seinen Sieg nicht bekommen.

„*Mum* und *Dad*“, sagte ich.

Pete durchschaute den Trick vermutlich sofort, aber er ließ sich nichts anmerken und nickte nur.

„Sehr gut“, sagte er, „wann habt ihr euch das letzte Mal gesehen?“

„Ist schon eine ganze Weile her“, sagte ich, „wir haben alle nicht viel Zeit.“

„Klar“, sagte Pete, „wir sind alle so eingespannt in unseren Alltag, da bleibt wenig Gelegenheit für Familie.“

„Genau“, sagte ich.

„Habt ihr vielleicht miteinander telefoniert?“, fragte er, „das geht ja oft mal schnell zwischendurch.“

Ich nickte.

„Ja, das ginge schon“, sagte ich langsam, „aber wir telefonieren alle nicht so gerne. Ist irgendwie zu unpersönlich, finden wir.“

„Klar“, sagte Pete, „versteh ich, geht mir ganz genau so.“

„Man hat auch immer den Eindruck, man würde stören, wenn man irgendwo anruft, oder?“, sagte ich.

„Jap, stimmt genau, „anzurufen ist mir jedes Mal peinlich.“

Langsam dämmerte es mir, worauf er hinaus wollte: *no roots*.

Pete stand auf, ging zu einem Wandschrank und holte eine angebrochene Flasche Rotwein und zwei Gläser heraus. Ich schaute auf die Uhr. Es war gerade mal elf Uhr vormittags und damit nicht unbedingt eine vernünftige Tageszeit, um sich mit gekeltertem Rebensaft abzufüllen. Andererseits wurde mir plötzlich bewusst, dass ich noch gar nicht auf mein neues Leben angestoßen hatte. Ich war dem guten *reaper* nochmal von der Sense gesprungen, hatte sogar das Glück, nochmal völlig neu anfangen zu können und das sollte einem doch ein Gläschen in Ehren wert sein.

„Prost“, sagte er, „auf dein neues Leben!“

„Zum Wohl“, sagte ich als sich unsere Blicke trafen, „und auf das, was es uns bringen mag.“

Ich versuchte aus irgendeinem Grund, seinen Blick festzuhalten, aber er löste sich mühelos aus meinem Griff und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Seine Worte kamen wie von selbst aus seinem Mund während er schnell und zielstrebig ein Formular ausfüllte und schwebten wie süße Seifenblasen zu mir herüber.

„Kauf dir ein Motorrad“, sagte er und hielt mit Schreiben inne, „du wirst sehen, es wird dir guttun. Und dann komm in vier Wochen wieder vorbei.“

Ich spürte das Zerplatzen der Seifenblasen unmittelbar vor meiner Nase, bezahlte die vereinbarten fünfzig Tacken, ging hinaus aus dem Zimmer, hinunter auf die Straße und fühlte mich wunderbar leicht verarscht.

Zwei Wochen später stand ein Motorrad vor unserer Wohnung und schien das Selbstverständlichste auf der Welt zu sein. Einen Führerschein fand ich in meinem Geldbeutel und ich weiß noch, dass ich Techno nie zugetraut hätte, etwas so Gefährliches wie eine *driving license* für Motorräder zu besitzen. Die *Früherenfreunde* sagten, er hätte zwar damals den Führerschein gemacht, aber nie eine Maschine gekauft. War ihm dann wohl nicht mehr so wichtig. Maggie meinte, Motorradfahrer seien alle verrückt und ich reimte mir zusammen, dass der gute Techno sich damals wohl zwischen Mensch und Maschine entscheiden musste und dies zugunsten der wasserstoffgebleichten Biomasse getan hatte. Ein klarer Fehler.

Das Fahren ging wie von selbst. Beethoven war nun Biker. Und Pete hatte Recht behalten: es tat mir gut. Wie soll ich das beschreiben? Es geht mir heute noch so: wenn der Straßenbelag trocken und die Maschine warm gefahren ist, der Motor sauber zieht und man sich auf das Fahren konzentrieren kann, entsteht tatsächlich so etwas wie diese abgedroschene Einheit zwischen Fahrer und Bike. Die Maschine wird lebendig, drückt sich in Senken bis zum Anschlag in die Federn, duckt sich zum Sprung, um dann bergauf in scheinbar endlos fortschreitender Beschleunigung auf der Vorderhand leichter und leichter zu werden. Vibrationen an Lenkerenden und Fußrasten schicken eine Gänsehaut über den Körper, Beschleunigung und Schräglagenwechsel erzeugen irgendwo im Bauch

Wellen von Euphorie. An perfekten Tagen hast du das Bedürfnis, unter dem Helm lauthals zu schreien und es scheint ein Leichtes, das Leben am Kragen zu packen. Für Sekunden befindet man sich im Einklang mit sich selbst - wer immer das ist, schon klar. Es ist wie der Ritt auf der Kanonenkugel, der perfekte Pinselstrich, die glasklar gespielte Klavierpirouette, die pulsierende Entkrampfung auf dem Höhepunkt der Ekstase: tiefes, gedankenloses Glück. So muss sich der alte Ikarus gefühlt haben, hoch über dem Labyrinth und Minotaurus hat zu ihm hoch geglotzt, wie die Kuh, wenn es blitzt. Auf dem Bike konnte ich aufhören zu denken. Auf dem Bike war ich den ganzen Scheiß los, um den ich mich kümmern musste. Auf dem Bike hatte ich das Gefühl, Techno und Beethoven gleichzeitig zu sein und alle anderen konnten mich mal. Aber am Ende des Tages stellte ich die Mühle wieder vor dem Haus ab, strich noch einmal über die Sitzbank und schlich mit dem Helm in der Hand nach oben in die Wohnung und in mein Zimmer. Wichtige Dinge warteten auf mich. Ich brauchte einen Job.

Vor dem Breakdown im *Dungeon* war ich solider Zerspaner mit Zusatzqualifikation. Wir produzierten die Drehteile für Flugzeugturbinen. Komplexe Strukturen und alles hochpräzise. Die CNC-Maschinen waren vom Feinsten und ich hatte einen Haufen Schulungen und Weiterbildungen hinter mir, um mit den Dingen umgehen zu können. Einige der *Früherenfreunde* waren offensichtlich Kumpels aus der Firma und erzählten mir davon. Ich selbst - Beethoven - habe keine Erinnerung mehr daran. Und damit kommen wir zum Problem: CNC-Programme waren für mich plötzlich reinstes Chinesisch. Ich hatte keinen Plan mehr, wie ich meinen Job machen sollte. Die Firma ließ mich von einem Amtsarzt untersuchen und der attestierte mir nach ein paar müden Tests die totale Berufsunfähigkeit. Die strahlende Karriere als Zerspaner war damit vorbei. Mir machte das nichts aus, im Gegenteil, stellt euch mal Beethoven in

einem metallverarbeitenden Betrieb vor! Aber finanziell bedeutete das eine gewisse Umstellung: ich wurde entlassen. Die Kohle von der Versicherung hatte ich in das E-Piano und das Bike investiert. Den Rest verbrauchte ich nach und nach zum Leben - Essen, Klamotten, Anteil Miete - ich wollte Maggie nicht auf der Tasche liegen. Technos Ersparnisse waren nicht der Rede wert, ein Plan musste her.

„Gib doch Klavierstunden!“, sagte Pete, als wir uns eines Abends bei ihm zuhause eine Pizza teilten.

Hier muss ich vielleicht vorausschicken, dass aus unserer ersten Begegnung während der folgenden Wochen eine intensiver werdende Beziehung entstanden war. Zunächst über weitere Termine und Untersuchungen, dann über die gemeinsame Leidenschaft zum Motorradfahren. Pete schien von meinem Schicksal fasziniert zu sein und hatte ein gewisses wissenschaftliches Interesse daran, die weitere Entwicklung zu verfolgen. Mitunter kam ich mir vor wie das Kaninchen in der Kosmetikforschung. Mit meiner Zustimmung - oder zumindest der von Beethoven - wurden immer neue Elektroden angesetzt, immer neue Diagramme und Vergleichsmuster erstellt. Pete stellte Veränderungen in der elektrischen Resonanz einiger Hirnareale fest und versuchte, sie zu interpretieren. Er verwendete leichte Stromstöße, um ausgewählte Hirnzellen zu reizen und beobachtete dann Beethovens Reaktionen darauf.

„Was wir hier machen ist hochinteressant aber natürlich völlig verboten“, sagte er einmal.

„Ich finde es auch sehr interessant“, sagte ich und gab ihm einen Kuss, „besonders die Entspannungsübungen. Und verboten? Komm, Schatz, heutzutage könnten wir sogar heiraten!“

„Das meine ich nicht“, sagte er, „ich spreche von den Untersuchungen. Mit der nötigen Genehmigung durch ein entsprechendes Forschungsinstitut dürfte ich solche Versuche nur unter Aufsicht und allenfalls an Ratten oder Primaten durchführen, niemals aber an Menschen“, sagte er

und spielte nervös mit einem seiner Kugelschreiber herum, „wenn das bekannt wird, verliere ich bestenfalls meine Zulassung.“

Ich grinste.

„Mach dir keine Sorgen“, sagte ich, „Ich halte dich und Beethoven ist sowieso taub. Außerdem interessiert mich das ganze mindestens genauso sehr wie dich. So lange du so ungefähr weißt was du tust, ist alles im Lot. Brauchst du es schriftlich?“

Er lachte.

„Nein, das würde sowieso nicht helfen“, sagte er und strich mir über die Wange.

„Na dann“, sagte ich, „lass uns mal weitermachen und die Blackbox knacken.“

„Knacken ist gut“, sagte er, „hast du schon mal ein menschliches Gehirn live gesehen?“

Ich verneinte. Meine Erfahrungen mit Hirnmasse beschränkten sich auf die Auslagen der örtlichen Metzgereifachgeschäfte und auf die *special effects* einschlägiger *Splatter*-Movies. Wobei Beethoven in letzter Zeit einen leichten Hang zu Vegetarischem hatte und allenfalls gut gediehener Blumenkohl an gewachsene Hirnstrukturen erinnerte.

Ungefähr zu dieser Zeit bin ich dann bei Pete eingezogen. Das hatte mehrere, auch ökonomische Vorteile. Maggie hatte ihr Leben und ihren Balkon wieder und ich sparte Mietkosten, da Pete in seinem eigenen Haus wohnte und ich nichts für die Miete abdrücken musste. Dazu kam natürlich noch unser Beziehungsglück und der Vorteil, dass Pete sein Forschungsobjekt nun fast rund um die Uhr beobachten konnte. Die einzige Sorge, die ich hatte, war ein gewisser Glaubensverlust an - wie soll ich sagen - unumstößliche Wahrheiten. Ich wusste, dass mein Leben mit Pete nur durch meinen Unfall möglich geworden war. Alles, wirklich alles was ich fühlte, wollte oder tat, war völlig konträr zu meinen

Vorlieben und Zielen und Gewissheiten, die ich jahrelang für unumstößlich gehalten hatte. Und wenn ein und dieselbe biologische Person sich derart verändern kann, was bedeutete das für alles was uns heilig war? Wir diskutierten darüber, Pete und ich, in endlosen Rotweingesprächen und kamen doch auf keinen grünen Zweig.

„*Ssisswieesiss*“, lallte Pete regelmäßig irgendwann am Ende solcher Diskussionen.

„*Undamidbassa*“, ergänzte ich bestimmt und wir ließen es stets dabei bewenden.

Weiter kamen wir nicht mit unseren begrenzten geistigen Mitteln und hinter dem dichten Nebel, den der Alkohol wie eine Mutter um uns legte.

„Klavierstunden“, sagte ich und nickte wissend.

„Ja“, sagte er, „warum nicht? Du hast es drauf! Beethoven hatte auch Schüler damals.“

„Beethoven“, sagte ich.

„Himmel jetzt mach doch nicht so eine große Sache draus“, sagte er, „ist doch ganz easy. Kleinanzeige, Facebook, Stadtbücherei und schon rufen die ersten Mütter an, um ihre Bälger bei dir musisch *aufpimpen* zu lassen. Du kassierst die Kohle, bringst den Pennern *Für Elise* bei und alle sind zufrieden.“

Ich grinste. Es klang wirklich nicht sonderlich kompliziert.

„Wir Hirnforscher“, sagt er und senkte verschwörerisch die Stimme, als könnten die künftigen Helikopterkundinnen uns hören, „wir Hirnforscher wissen natürlich, dass so ein Unterricht bei neuneinhalb von zehn Gören nur durch dumpfes Einbläuen von Bewegungsabfolgen zu Resultaten führt. Und dass diese Resultate nur für die mp3-geschädigten Hörkanäle der breiten Masse so etwas wie Musik darstellen werden. Echtes musisches Empfinden und echtes Können lassen sich nicht erschaffen, allerhöchstens erwecken und verfeinern. Wo nichts ist kann nichts

wachsen. Aber das müssen wir den Leuten ja nicht auf die Nase binden.“

Er zwinkerte mir zu und ich konnte nicht anders, als ihn für seinen Sarkasmus zu lieben. Abgesehen davon hatte er natürlich völlig recht und ich schon zwei Wochen später meinen ersten Schüler.

Wir hatten ein Zimmer im Obergeschoss des Hauses als Unterrichtszimmer hergerichtet. Das E-Piano stand nahe dem Fenster, am besten Platz des Raumes. Daneben hatte ich ein Stehpult platziert, auf dem die Noten lagen, die wir gerade durchnahmen. Ein raumhohes Regal an der gegenüberliegenden Wand war mit weiteren Notenheften, Partituren, Liederbüchern, Künstlerbiographien und einem zwanzigbändigen Lexikon gefüllt, das wir aus repräsentativen Gründen antiquarisch erworben hatten. Außerdem befanden sich dort eine Stereoanlage komplett mit Plattenspieler und Kassettendeck, sowie eine Sammlung klassischer Schallplatten und CDs. Sorgfältig gerahmte Konzertposter aus der Oper zu Dresden, zwei scheinbar antike Ohrensessel vom Trödler neben einem niedrigen Couchtisch, sowie einige großblättrige Grünpflanzen rundeten das Ambiente ab. Der tiefe Perserteppich, der Zweidrittel der Bodenfläche bedeckte und so echt aussah, dass man sich nicht zu klatschen traute, wenn man auf ihm stand, sowie der kleine unscheinbare Kühlschrank, gefüllt mit zuckerhaltigen Kaltgetränken und Schokolade, machten den Raum vollends zu einer Oase orientalischer Kreativität. Tatsächlich verbrachte ich dort viel Zeit auch wenn kein Unterricht auf dem Plan stand. Ich verlor mich in endlosen Klavierfugen und saß oft einfach nur da, starrte traumverloren aus dem Fenster und ließ die Gedanken kreisen. Was war das Leben? Wer hatte es in der Hand und wohin würde es am Ende führen? - Solche Sachen.

Zwei Wochen war es jetzt her, dass wir Petes Kumpel besucht hatten, einen Rechtsmediziner. Also einer, der sich

darum kümmerte, zerschundenen Leichen letzte Geheimnisse zu entlocken. Es war mein Wunsch gewesen, einmal ein menschliches Gehirn zu sehen. Ein echtes, versteht ihr, nicht eines dieser Plastikmodelle aus den Biologiesälen, nein, ich wollte den *real stuff*. Pete hatte mich gewarnt, aber ich ließ mich nicht davon abbringen. Nennt mich verrückt, aber ich hatte das Gefühl, dem Gegner in die Augen sehen zu müssen. Ich wollte wissen wie das Ding, das mein Ich so dermaßen in der Hand hatte, aussah, wie es sich anfühlte, ja wie es stank. Petes fürsorglicher Art entsprechend hatte er diese *Menthol-Creme* besorgt, die sie sich in den Krimis immer unter die Nase schmieren, wenn irgendwo eine Leiche geöffnet wird. Ich hatte nicht mal geglaubt, dass so etwas wirklich funktioniert. Aber dann vor Ort, im kühl beleuchteten Keller des Seziersers, war ich nach zwei Sekunden froh darüber. Martin, der amtlich bestellte Doktor Frankenstein, begrüßte uns so überschwänglich, als wären wir in die Unterwelt hinabgestiegen, um ihn da rauszuholen. Er hatte schon mit dem was er seine Arbeit nannte, angefangen. Blut und Gewebestücke bedeckten die Instrumente. Von der Pinzette bis zum zweihändigen Bohrhammer schien alles vertreten zu sein. Es sah aus wie in einer gut sortierten Werkstatt, die man mal feucht durchwischen sollte und der ehemalige Zerspaner in mir hätte sicher seine Freude gehabt. Für Beethoven war das alles gar nichts, aber da musste er durch. Martin hatte begonnen, mit einer kleinen Trennscheibe den Schädel zu öffnen. Blut und Glibber rannen aus dem säuberlich ins Kopfholz eingebrachten Spalt und sammelten sich in einer verchromten Schale. Nach vollendetem Schnitt klappte Martin behutsam *Pandoras* Rübe auf und ich fragte mich, wer es eigentlich war, dem wir da gerade Licht ins Dunkel machten. Ich sprach Martin darauf an und er murmelte etwas von unklarer Todesursache und Obduktion.

„Bei einer Sektion“, sagte Martin, ohne mit seiner Arbeit innezuhalten, „ist nach Paragraph neunundachtzig der

Strafprozessordnung stets die Öffnung der drei Körperhöhlen – Kopf, Brust und Bauch – durchzuführen. Dies hat, soweit möglich und vertretbar, kosmetisch schonend zu erfolgen und der Leichnam ist anschließend wieder zu verschließen.“

Ich sah Pete an und er mich. Pete zog die Achseln hoch. Das ist der Martin, sollte das wohl heißen. Dann war Martin fertig und gewährte uns einen Blick auf sein Werk. Die drei Körperhöhlen waren geöffnet und zum Vorschein kamen Haut, Fleisch, Knochen, ein wenig Blut, jede Menge Eingeweide, etwas Fettgewebe, Sehnen und Knorpel und alles eingebettet in einen infernalischen Gestank.

„Das ist alles, oder?“, sagte ich und starrte in das Innere des Schädels, „das ist alles was bleibt.“

„Was hast du erwartet?“, fragte Martin und sah zu mir auf. Seine hellen Augen funkelten im Neonlicht.

„Nicht, dass das alles ist“, sagte ich, „ein Stück der Seele vielleicht.“

„Vergiss es“, sagte Martin und wandte sich wieder seiner Aufgabe zu, „wir sind Zellgewebe. *Flesh and bones*, mein Freund. Wir unterscheiden uns in der Physiognomie und in der Ausprägung der Körpermerkmale. Sonst ist jeder wie der andere.“

„Das Wesen eines Menschen liegt in seinem Herzen“, sagte Pete mit feierlicher Stimme, „und seine Eigenschaften lassen sich an der Schädelform erkennen.“

„Ja so dachte man“, sagte Martin und schüttelte den Kopf, „und dann haben sie Herz um Herz zerstückelt und Schädel um Schädel geöffnet und was kam dabei heraus? Das Herz ist ein Hohlmuskel, elektrisch stimuliert und im Schädel ist es dunkel und totenstill, obwohl dort eine ganze Welt erschaffen wird mit ihrem Licht und ihrem Lärm.“

„Eine Welt, in der wir leben und die wir uns alle teilen“, sagte ich.

„Vermeintlich, junger Mann, vermeintlich“, sagte Martin, „denn jeder lebt von den Brotkrumen, die ihm seine Sinne

vorsetzen und deshalb in seiner eigenen abgeschotteten Welt. Machen wir uns nichts vor. Das Gehirn ist ein Dschungel. Tausendmal unermesslicher und unerforschter und tausendmal faszinierender und gefährlicher als das Amazonasdelta.“

Nicht nur die Sinne, dachte ich, setzen einem etwas vor, auch die Synapsen, die Milliarden Dinger, aus denen dieser graue Wackelpudding besteht, der jetzt langsam aus dem geöffneten Schädel in die von Martin bereitgestellte Terrine quoll. Das war die Festplatte, der NAS-Speicher, das Führerhauptquartier. Das Ding, das Techno erschaffen hatte und Beethoven und Pete und die einsame Maggie in der schönen Altbauwohnung mit Balkon.

„Können wir gehen?“ fragte ich Pete und stand auf, „ich habe genug gesehen.“

„Klar“, sagte er und erhob sich federnd aus einem der Kunstledersessel in der Besucherecke.

Martin sagte nichts. Er war zu sehr damit beschäftigt, das Gebiss des Opfers zu untersuchen. Während wir hinausschlichen winkte er uns zu, ohne uns anzusehen, und diktierte den Zahnbefund in ein feuerzeuggroßes Aufnahmegerät. *H7, H6, Brücke H5, Zahnstein, H4, H3, ventrikular...* - Autisten-Bingo unter Medizinern.

„Zufrieden?“, fragte Pete als ich mich auf dem Weg zum Parkplatz unterhakte.

Es hatte begonnen zu regnen und ich klammerte mich eng an ihn und suchte nach Schutz. Zufrieden war ich nicht. Es war einfach zu profan.

„Wir hätten genauso gut einen Schlachthof besuchen können“, sagte ich.

Beethoven kam langsam wieder zu sich und ich fragte mich, was er wohl tatsächlich zu all dem gesagt hätte, wenn er zugegen gewesen wäre. Ich dachte das manchmal und zu unterschiedlichen Gelegenheiten. Dann nahm ich Leute, die ich interessant fand - Liz Taylor, Cäsar, Herman Melville,

Jeanne D'Arc - und setzte sie gedanklich in andere Zeiten. Ich malte mir aus, wie diese Leute vor einem anderen historischen Hintergrund *performen* würden. Stellt euch eine Pressekonferenz mit Jesus vor. Oder den Twitter-Account von Thomas Mann. Zweihundertachtzig Zeichen für eine Nachricht - der Zauberer hätte wohl indigniert abgewunken.

Die Sache mit dem Klavierunterricht erwies sich als nicht so *easy* wie anfangs gedacht. Das lag zu einem Gutteil an den Schülern, aber gewiss auch an mir. Der erste vermeintliche neue Liberace, der an einem kalten Novembertag anrückte, wurde ganz offensichtlich dazu genötigt. Er zeigte die typischen Symptome wie Griesgrämigkeit, absolutes Desinteresse, ständiges Schielen auf das Handy und völlig uninspiriertes Rumhacken auf den armen *pianokeys*. Das konnte einfach nichts werden. Mein Fehler war, dass ich mich von dem Typen runterziehen ließ. Ich hatte schnell überhaupt kein Interesse mehr daran, ihm etwas beizubringen. Seiner angemalten SUV-Mutter sagte ich nach dem ersten Mal, dass es das wohl gewesen war mit uns beiden und sie sollte ihn vielleicht stattdessen zum Tennis anmelden, oder noch besser zum Counterstrike. Aber da hatte ich den Ehrgeiz der Vorstadt-Queen unterschätzt.

„Tennis hat Torben-Ole bereits dienstags“, sagte sie und wischte dabei behände auf ihrem Smartphone umher.

„Ich gehe davon aus, dass sie Zugang zu meinem Sohn finden und seine musische Ader stärken.“

„Die musische Ader ihres Sprösslings ist tiefer verschüttet als der Mariannengraben“, sagte ich.

„Ich kenne keine Marianne“, sagte sie und knipste ein künstliches Plastikgrinsen an, „und schon gar nicht ihren Graben. Tun Sie einfach etwas für Ihr Geld.“

Dann verschwand sie mit ihrem nordischen Balg in einem schwarzen Panzerwagen. Pete meinte nur, ich solle meinen Ehrgeiz einfach ausschalten. Wir bekamen gutes Geld in die Haushaltskasse und das wäre ja wohl der Zweck der Übung.

„Letztendlich“, sagte er, „kann es uns egal sein, ob betuchte Eltern ihre missratenen Groschengräber zu uns schicken. Ist doch deren Problem.“

Ich verstand seine Ansicht, aber ich konnte sie nicht teilen. Wenn es nur ums Geld ging, konnte ich auch in irgendeiner Kneipe schuften und hätte dabei vermutlich mehr Kohle auf der Hand und mehr Spaß. Ich erkannte, dass es für mich um viel mehr ging. Ich hatte das Bedürfnis, etwas weiterzugeben, wollte die Begabung, die mir zugeflogen war, mit anderen teilen, sie damit infizieren und glücklich machen. Ich nahm mir vor, entspannter zu werden und meinen Unterrichtsstil von dogmatisch auf kumpelhaft umzustellen. Damit würde es sicher besser werden.

Es wurde nicht besser. Nicht mit Torben-Ole und nicht mit Finn-Gustav und auch nicht mit Marie und Sophie und Jaqueline. Kein Drive, kein Wille, kein Spaß und kein echtes Verlangen danach, Musik zu erschaffen. Als ich schon drauf und dran war, Pete das Ende des Experiments mitzuteilen, schellte ein neuer Eleve am Portal: Ahmed.

Ungefähr zu dieser Zeit fing Deutschland an, sich zu verändern. Also nicht das Land an sich. Die Grenzen blieben bestehen und die zentralen Mittelgebirge standen steil und fest in der Brandung. Aber diese Brandung wurde stärker, das Klima rauer, die gefühlte Sicherheit eines reichen Landes, fing an zu bröckeln. Erst ganz langsam, so nach und nach und dann immer schneller. Es fing an mit diesen Typen von der AFD, einer neuen Partei, die plötzlich bundesweit Zulauf bekam mit ihren alten Sprüchen von Überfremdung und Rassenreinheit. Pöbeleien wurden wieder salonfähig, die Leute sehnten sich nach der berühmten starken Hand, nach jemandem, der mal so richtig aufräumen würde mit allem, was gegen ihre eigene Spießigkeit stand. Und nach und nach breitete sich die Kälte aus wie das Nichts in *Phantasien* - in den Hass-Postings im *web* genauso wie an den Kassen im Supermarkt. Präsidenten waren wahnsinnig, Feiglinge

wurden mutig, Ewiggestrige fanden Gehör und die Welt, die technisch so rasend schnell in die digitale Gadget-Zukunft eierte, legte zwischenmenschlich eine Vollbremsung hin, die sich gewaschen hatte - zur Bestätigung aller Mahner, die immer schon der Meinung waren, dass wir das Mittelalter noch lange nicht hinter uns hatten. Was war nur los mit den Leuten?

Besonders krass fiel es mir auf, als ich mich zum ersten Mal mit Ahmed traf. Ich lud ihn zu einem Vorgespräch ein, um die Termine und Bedingungen für den Klavierunterricht abzusprechen. Das machte ich immer so und es hatte sich bewährt, auch wenn die Unterrichte dann regelmäßig zu Katastrophen wurden. Normalerweise fanden diese ersten Treffen immer bei uns im Klavierzimmer und unter Begleitung der Erziehungsberechtigten statt. Ahmed allerdings war schon Anfang zwanzig und bestand darauf, dass wir uns in dieser trüben Bahnhofskneipe trafen, seinem Stammlokal. Nach ein paar zögerlichen Versuchen, ihn umzustimmen, willigte ich schließlich ein und ein paar Tage später fand ich mich im rauchverhangenen Speisesaal des *Sowieso* auf dem Bahnhofsplatz wieder und wartete mit einem Glas Bier vor mir auf meinen neuen Schüler.

Ahmed verspätete sich und so hatte ich genügend Zeit, mich als stiller Beobachter von der Atmosphäre dort gefangen nehmen zu lassen. Ich habe keine Ahnung warum, aber diese Bahnhofskneipen scheinen überall gleich zu sein. Geht in eine x-beliebige Stadt und mischt euch unter die Leute. Stolpert über das unebene Pflaster ihrer Straßen und beobachtet ihren Gang. Atmet ihre Luft und lasst euch von ihnen an die Orte führen, die ihnen wichtig sind. Ihr werdet sehen, über kurz oder lang landet ihr in irgendeiner Spelunke, als würdet ihr dort angespült wie zerborstenes Treibholz an einem beliebigen südländischen Strand. Und wenn ihr euch durch die Reihen schiebt und dem Licht der Theke zustrebt, werdet ihr einen dort sitzen sehen, hinten in

der Ecke, der von allen verlassen scheint und der mit dem halb vollen Glas spricht, das er vor sich hat.

„Nie wieder“, raunzte der Alte dem halb leeren Glas Bier zu, und von meinem Platz aus wirkte es, als versinke die Welt in den schleimigen Tiefen menschlicher Ausdünstungen und nur er allein blieb standhaft. Er und das Glas vor ihm, zu dem er sprach und das aussah, als wäre es sein einziger Freund.

„Nicht so laut“, raunzte Joe, den ich noch von der Schule kannte und der an diesem Abend Schankdienst hatte.

Stille breitete sich aus in der Schankstube, alle wollten das Schauspiel sehen. Heute gab man „Der Wirt und der Penner“ und es versprach schrecklich zu werden.

„Ich rede so laut wie es mir passt!“, grölte der Alte, „das ist nämlich der Anfang, verstehst du! Das Leise sein ist der Anfang. *Dasleisesein*, damit fängt die ganze Scheiße an!“

„Du bist nicht alleine hier“, zischte Joe und beugte sich über den Tresen zu ihm hinunter, so nah, dass ihm die Poren aus dem aufgedunsenen Gesicht des Alten entgegen wuchsen wie die Krater auf dem Planeten des kleinen Prinzen, „die anderen Gäste“

„*Scheißaufdieanren* ...“, lallte der Alte in einem letzten Aufbäumen und schien sie alle mit einer Hand zur Seite zu fegen. Dann fiel er in sich zusammen und sprach nur noch zu sich selbst.

„Klar bin ich alleine. Würde ich sonst hier sitzen und saufen?“

Joe winkte ab und wandte sich den anderen Gästen zu. Wie vermutlich jeden Freitagabend war die Kneipe am Bahnhof brechend voll. Und wie wohl jeden Freitagabend bestand das Publikum aus zusammengewürfelten Individuen unterschiedlichster Herkunft. Sie strudelten von draußen herein, angezogen von einem unwiderstehlichen Sog, trieben eine Zeit lang im Kreis herum und wurden wieder nach draußen gespült, um sich auf den Treppen und Bahnsteigen nach und nach im Dunkel der Nacht zu

verlieren wie Fledermäuse in alten Kirchtürmen. Manche blieben unversehrt, die meisten jedoch waren beim Gehen deutlich derangierter, als bei ihrem Eintreffen und einige wenige hatten neuen Glanz in den ehemals stumpfen Augen. Und mit ihnen kam und ging die Wärme ihrer Körper, die Gerüche ihrer Häute und die Melodien ihrer Stimmen, ihre Träume und Taten, ihre Gedanken und Herzen - ganz gleich, ob leicht und frühlingshaft, oder herbstlich und erdenschwer. Jeder mit drei Pfund Glibber im Kopf und mit dem Gefühl, der Nabel der Welt zu sein. Ein Baldachin aus Worten und Sätzen schwebte über allen und vermischte sich mit dem Klirren der Gläser und dem Qualm der Zigaretten in der einzigen noch legalen Raucherkneipe der Stadt. Ich konnte sie reden hören, die Fetzen ihrer Unterhaltung aufschnappen, die nichts weniger waren, als die Sehnsüchte ihrer Herzen, diejenigen davon, die sie nicht im Zaum halten konnten und die sich Bahn brachen nach draußen in die spiralig rotierende Milchstraße ihres Universums, ein jeder in seiner eigenen Welt.

Hey Joe, noch ein Helles!

Für mich auch!

Du hattest schon vier.

Was geht's dich an?

Du kannst mich mal

Wo bleibt die Currywurst?

Und der FC?

Diese Loser!

Glaubst du die packen das noch?

Niemals.

Hast du die Blonde gesehen, drüben beim Kiosk?

Wo?

WO?

Und ein Schieben und Drücken und *Lassmichmalvorbei* ihrer Körper und Körperhöhlen, allesamt mit demselben

stinkenden Zeug gefüllt, wie bei dem Typen auf Martins Edelstahlschragen und wie bei mir selbst. Man kannte sich, man traf sich, man ging sich aus dem Weg, je nach Stimmung und Laune und danach wie der Tag war. Aber die Blonde im zu kurzen Rock sahen alle und alle sahen ihrem Hintern nach, ganz egal wie der Tag war. Und dann tranken sie einen großen Schluck und das Bier lief ihnen kühl durch die Kehlen, lange genug, um sich auszumalen, wie sie es der Blondin mal so richtig besorgen würden. Und dann waren sie fertig und stellten das Glas mit harter Hand wieder hin und wischten sich mit haarigen Handrücken den Schaum vom Mund und die Müdigkeit aus den glasig gewordenen Augen.

„Nie wieder“, kam es wieder tonlos von den Lippen des Alten an der Bar.

„Was meinst du damit? Was nie wieder?“, fragte ich ihn schließlich, ohne wirklich mit einer Antwort zu rechnen. Ein Penner wie so viele, die ich schon gesehen hatte, zerlumpt und immer voll bis zur Oberkante. Definiert durch undurchdringliche Fassaden aus altem Stoff und schlechtem Atem, die einem den Blick verstellten auf den Menschen dahinter und ihn vergessen machen. Türen öffneten und schlossen sich, der Lärm der Straße drang für Augenblicke herein, doch niemand schien es zu bemerken. Es war als gäbe es nichts außerhalb dieser Kneipenwände und jeder, der hinaus ging, verschwände in einer fremden Galaxie. Der Alte wendete den Kopf und betrachtete mich, ohne mich wirklich zu sehen. Ich gab mir Mühe und blickte immer noch zu ihm hin, fragend und erwartungsvoll und überlegte, ob er wohl gerne Klavierunterricht nehmen würde, dort in unserem sauberen Zimmer am anderen Ende der Stadt.

„Nie wieder“, wiederholte er während er sich erneut seinem einzigen Freund zuwandte und verstummte.

„Lass ihn“, sagte ein anderer und winkte ab, „aus dem kriegst du nichts raus.“

Doch ich war noch nicht überzeugt. Ich gab Joe ein Zeichen und der atmete schwer und stellte ein neues Glas zu dem halb vollen, einen neuen Freund zu dem alten und ein Lächeln floss über die Krater des Marsgesichts, so golden und schwer wie das Bier unter dem Schaum. Der Alte nickte mir zu wie nach einer plötzlichen Einsicht, als wäre er in diesem Augenblick der Schöpfer dieses ganzen verdammten, immerwährenden Universums.

„Krieg“, flüsterte der Alte und leerte den halb vollen Freund.

„Was sagst du da?“, fragte ich, „Krieg? Nie wieder Krieg? Meinst du das?“

Er nickte.

„Er hat nie wieder Krieg gesagt“, rief ich den anderen zu und sie tippten sich an die Stirn.

Quatsch!

Scheiß Pazifisten

Wir müssen wehrhaft sein

Und dann die Arbeitsplätze

Der spinnt doch

Schwule Sau

Trump for President

Genau, Great again!

Kriege wird es immer geben

Eben

Ich hab sogar mit meiner Alten Krieg!

Und Grölen und Lachen und das Anstoßen von Gläsern und jeder wusste es besser und schäumte und schwitzte und trank sich die Welt zurecht. Ich kam mir vor wie in einer Schänke im tiefsten Mittelalter. Eine Landsknechtskaschemme mit Postkutschenanschluss und *wifi*. Die Welt, die sich die Leute hier wünschten, war dieselbe wie zu Odins Zeiten. Eine laute Welt mit einfachen Regeln, in der jeder wusste wo sein Platz war, auch die

Blonde, gerade die. Und ich sah wie ihre Augen leuchteten und wie sie die Kraft ihrer Schwänze fühlten und dabei nicht bemerkten, dass es immer nur Krieg war, den sie wollten, bei allem was sie erträumten. Das Bier floss weiter, schwemmte die Zwänge und den Ballast hinweg, den sie mit sich schlepten aus ihren Familien und ihrem Job und ihrem Scheitern. Das *DuMust* und das *WennDuNicht-Dann*, die Anforderungen ihrer Beziehungen, die Anstrengungen der Debatten, in denen sie sich gegenüberstanden, um mit ernstesten Gesichtern ernste Sätze zu sagen und auch ernst zu meinen. Um dann zu erkennen, dass diese Sätze zu Lügen werden, sobald sie sich von ihnen selbst entfernen und daraufhin jedem alles versprochen, nur um wieder zur Ruhe zu kommen, unbewusst und tragisch und scheiternd an ihren eigenen Maßstäben.

Der Alte fummelte inzwischen umständlich ein Foto aus der Tasche seines Parkas und verzog das Gesicht, als würde er es unter Schmerzen auf die Welt bringen. Vergilbt und zerknittert durch jahrzehntelangen Gebrauch, zeigte es junge Soldaten in Uniform, die unter einem riesigen Baum lagerten und in die Kamera lachten. Wie sie so da lagen, halb sitzend, halb hingestreckt, manche im Halbkreis dahinter stehend, mit ihren schmalen und fein modulierten Zügen im Halbschatten der untergehenden Sonne, hätten sie einem Gemälde des alten Rembrandt entstammen können oder besser noch aus einem Hollywood-Streifen von Sergio Leone. Die ganze Szene schien sorgfältig arrangiert und die handelnden Personen bis ins Detail aufeinander abgestimmt. Einer der Soldaten deutete mit ausgestreckter Hand nach oben, wo in zerlumptem Anzug eine Gestalt an einem Strick um den Hals von einem Ast herunter hing. Sie trug eine Tafel vor der Brust, deren Aufschrift nicht mehr zu entziffern war, irgendetwas mit *Verräter*. Der Alte hielt mir das Bild hin, zitternd und fahrig und tippte mit dem Finger auf einen der Lachenden und dann auf sich selbst. Und ich

schaute auf das Bild und auf den Finger und dann wieder auf das Bild. Joe sah herüber und verdrehte die Augen als wollte er sagen jetzt geht das wieder los.

„Russland?“, fragte ich, weil so viel Schnee auf dem Bild war und sich der Horizont so unendlich weit über das flache Land spannt, aber der Alte schüttelt den Kopf.

„Quatsch“, sagte Joe und winkt ab, „keine Ahnung, auf welchem Trödelmarkt er das Foto gefunden hat. Im Krieg war der Typ keinen Tag. Rechne doch mal nach, da müsste er ja schon über Hundert sein.“

„Es sollen immer mehr Soldaten traumatisiert zurückkommen“, sagte ich, „aus Afghanistan und aus Syrien. Kam neulich im Fernsehen.“

Alles Weicheier!

Genau

Die sollten mich mal hinschicken

Aufräumen, würden wir!

Wie der Trump

Genau

Schwule Säue, die mit ihrem Turban!

Angsthasen

Ziegenficker

Genau

Auf Böhmermeier!

PROST

Dann kam Ahmed. Das fing ja gut an, dachte ich und erinnerte mich an dieses Sprichwort von der Höflichkeit und den Königen. Nichts wäre allerdings weniger passend gewesen im Zusammenhang mit Ahmeds Erscheinung, als das Wort *König*. Er sah höchstens aus wie des Königs Stallbursche, besser noch wie der Stallbursche des Stallburschen. Abgerissene Klamotten, eine Wollmütze, die scheinbar mit seinem wilden Haar verwachsen war und ein